

THOMAS JOSEF WEHLIM

Doch kommt ein Krieg Literatur in Zeiten des drohenden Nuklearkonflikts

Alfred Lichtensteins Antikriegs-Gedicht *Doch kommt ein Krieg* – ironischerweise bislang nur ins Russische übersetzt¹ – erschien am 10. Juli 1914 in Franz Pfemferts Zeitschrift *Die Aktion*, also während der Julikrise 1914, in jener bizarren Zwischenwelt nach dem Attentat von Sarajevo und vor dem Kriegsausbruch Anfang August, in der man sich mit viel Selbstsuggestion noch einreden konnte, die Mächtigen würden einen Weg aus der Krise finden. Dies gelang bekanntlich nicht; Lichtenstein fiel bereits im September 1914 in Nordfrankreich, immerhin früh genug, um dem Stellungskrieg im Schützengraben zu entgehen. Die meisten Verlage, Zeitschriften und Zeitungen druckten – wie Carl Zuckmayer in seiner Autobiographie *Als wär's ein Stück von mir* feststellte – ab Kriegsbeginn ohnehin nur noch „vaterländische“ Literatur.

Wilhelm II., Admiral Willy of the Atlantic, wie er sich selbst in Briefen nannte, habe in den Vorkriegsjahren sogar eine neue literarische Kunstform kreiert: Die mit kaiserlichen Unflätereien bekrizelten Memos seiner außen- und sicherheitspolitischen Beamten, mit einer auffälligen Häufung des Wortes: „Blech!“ . Die letzten Jahre allerdings sei er gnädiger gewesen, denn die ihn umgebenden Ja-Sager schrieben nur noch das, was er hören wollte. (John C. G. Röhl, Wilhelm II. Band 3: Der Weg in den Abgrund 1900–1941)

Die Parallelen zu heute sind beklemmend. Wie in den Jahren vor 1914 stehen sich unversöhnliche Machtblöcke gegenüber, regiert von Figuren ähnlich Wilhelm II. oder Zar Nikolaus, die in ihrer grotesken Mixtur von Selbstüberschätzung, Ruchlosigkeit und cerebraler Atrophie ein Roman nicht besser erfinden könnte. Selbst für das Vorgeplänkel des sich ankündigenden Heavy Metal-Konzertes war damals wie heute gesorgt: Was die Balkankriege in den Jahren vor 1914 waren, ist heute vor allem der Ukrainekrieg. Letzterer gelangt in die nicht-ukrainischen Wohnzimmer derzeit nur per semipermeable Medienmembran, und noch nicht als Bombe oder Drohne, die das eigene Kind zerfetzt.

¹ Übersetzt von Alexander Iljitsch Romm (1898–1943).

Was aber bedeutet das für die Literatur? Diese hat bekanntermaßen noch keinen Krieg verhindert oder zu einem Ende gebracht. Die Mächtigen lesen ohnehin keine hohe Literatur; die einzige Leseratte unter den neuzeitlichen Kriegsverbrechern war Hitler, der zwanghaft immer wieder alle Karl May-Romane las, letztere allerdings auch nicht gerade bekannt für diffizile Beleuchtungen historischer Konflikte. Die großen Formen sind zudem retrospektiv; Kriegsromane wie *August Vierzehn* (Alexander Solschenizyn), *Der Krieg am Ende der Welt* (Mario Vargas Llosa) oder die ewige Blaupause *Krieg und Frieden* entstanden im Abstand oft mehrerer Generationen vom erzählten Geschehen. Und Quick Response-Formen wie Lyrik, literarische Blogs etc. brechen meist erst gar nicht aus dem Ghetto der Gleichgesinnten heraus.

Kriege haben grundsätzlich – so wie globale Epidemien und groß-projektierte Naturkatastrophen („material evil“) – die massivsten Auswirkungen auf das menschliche Leben und damit auch auf Kunst und Literatur. Zwar wirken sie auf der Positivseite auch als Themenfabrik, doch gerade die Auslöschung vor allem junger literarischer Existenzen ohne bisherige Publikationsgeschichte zum Beispiel allein durch den Ersten und Zweiten Weltkrieg muss enorm gewesen sein.

Der Nuklearkrieg, als Meister aller Kriege, der bisher nur zwei Arbeitsproben verteilt hat, geht dabei noch einen Schritt weiter. Er entzieht der Literatur nicht nur jede neue Generation von Autorinnen und Autoren, sondern den bereits publizierten Werken schlicht das Lesepublikum; zudem vernichtet er die literarischen Bestände selbst. Bizarren und gleichermaßen hochaktuell erscheinen hierbei die Pläne der Bundesrepublik Deutschland in der Zeit des Kalten Krieges, die wichtigsten Werke der Deutschen Literatur auch als Mikrofilme in atom-sicheren Bunkern einzulagern, um das kulturelle Erbe zu sichern.

Er selbst habe sich in den 1980er Jahren in der Krise der sowjetischen SS20-Raketen und des NATO-Doppelbeschlusses als angehende jugendlicher Autor und Amateur-Prepper mit dem Gedanken getragen, Schreibmaschinen-Abschriften seiner damaligen sämtlichen Gedichte und Kurzgeschichten in einer feuerfesten Metallkiste einige Meter tief im nahen Wald zu vergraben, in der Hoffnung, dass nach einem globalen Nuklearschlag irgendwann lesefähige Wesen dies alles entdecken würden. Den Plan habe er jedoch aus jugendlicher Trägheit nie umgesetzt.

Die Möglichkeit eines „regionalen“ oder globalen Nuklearkrieges ist – nachdem man sich in den 1990er Jahren noch der Illusion einer irgendwann atomwaffenfreien Welt hingeben konnte – höher denn je, zumal die grundsätzliche Rationalität der Entscheider, die man den Supermächten im Kalten Krieg noch unterstel-

len konnte, heute ganz offensichtlich kein Wahl- oder Einstellungskriterium für politische Ämter mehr zu sein scheint. Auch trägt wenig zur Beruhigung bei, dass es im Kalten Krieg mindestens zwei Mal fast zur versehentlichen Auslösung eines Atomschlages aufgrund fälscher bzw. nicht vorhandener Information innerhalb der Befehlsketten kam.² Ein „nuclear war by accident“ wäre in der Tat der ultimative Beweis, dass die vielbeschworene Vorsehung, die laut Trump auch die für ihn bestimmte Kugel haarscharf an ihm vorbei lenkte, den Zynismus liebt.

Auffällig ist in diesem Zusammenhang – im Gegensatz zum Beispiel zur US-amerikanischen Situation – das fast völlige Fehlen neuerer deutschsprachiger Werke, die einen Nuklearkrieg thematisieren. Als ob es keinen Sinn mache, sich mit einer Welt auseinanderzusetzen, welche eine Literatur und einen Literaturbetrieb, so wie wir es gewohnt sind, nicht mehr kennt. Oder aber die Schreibenden gefallen sich in der Rolle der absolut ahnungslosen Bewohner Hiroshimas am Vorabend des 6. August 1945.

Und auch die Sprache selbst steht zur Disposition. Ein Nuklearkrieg, aller Wahrscheinlichkeit hauptsächlich auf der Nordhalbkugel stattfindend und dort vor allem für Europa, Russland, die USA und China verheerend, wird mit ziemlicher Sicherheit den deutschsprachigen Raum vernichten. Mikrobiotope des Deutschen in Namibia, Südbrasilien und Argentinien sind kein adäquater Ersatz, so dass eine ‚Ausweichsprache‘ für deutschsprachige Schreibende sinnvoll ist. Aber welche: Englisch? (wegen Australien, Südafrika, Indien) oder Spanisch (wegen Südamerika)? Oder gar das zeitlose Latein?

Doch spielen wir den Vorgang eines Nuklearkrieges aus schriftstellerischer Sicht einmal durch, *crystal clear* – wie es die Vagen so gerne tun – und ohne Emotionen.

Nuklearschläge werden vermutlich von einer beteiligten Seite als Ultima Ratio, oder – noch unangemessener – versehentlich initiiert, nach einer Phase der konventionellen Kriegsführung, die naturgemäß Schreibende genauso betrifft wie die restliche Bevölkerung. Autorinnen und Autoren dienen – je nach Alter und Fähigkeiten – in den Streitkräften, suchen als Zivilisten Schutz vor Bomben- und Raketenangriffen, und leben mit Toten, Verwundeten, Stromausfällen und der ewigen Angst. So wie seit Jahren die aus Putins Sicht bösartige und faschistische Ukraine.

² 1. Vorfall: 27. Oktober 1962 (Kuba-Krise), das sowjetische U-Boot B-59; 2. Vorfall: 26. September 1983, Fehlalarm des satellitengestützten optischen Frühwarnsystems der Sowjetunion.

Einiges an Aufregung verursachte der Versuch des Autors – ehemals Kriegsdienstverweigerer, nunmehr aber begeisterter Facebook-Follower sämtlicher Bundeswehr-Profile –, beim Heer die Aufstellung einer mechanisierten Autorenbrigade zu erreichen, mit ihm selbst als Kommandeur und mit der folgenden Kampf-Gliederung: Stabs-/Unterstützungskompanie, Autoren-Panzerbataillon 12 „Friedrich von Schiller“, Lyrikerinnen-Panzerartilleriebataillon 131 „Bettina von Arnim“, Autoren-Aufklärungsbataillon 8 „Frank Wedekind“ (sowie weitere Unterstützungseinheiten).

Der erste literarische Effekt eines Nuklearschlags auf deutschem Boden ist – neben der direkten Tötung vieler Schreibender – die Ausschaltung der Internet-Infrastruktur und damit der nur online verfügbaren Literatur. Gut, sagt sich mancher, dem die überbordenden Online-Literatur-Plattformen, die mangelnden Qualitätskontrollen bzgl. der E-Literatur ein Dorn im Auge sind. Schlecht, sagen andere, die im verstaubten Print-Kosmos des konservativen Feuilletons allein keine Zukunft sehen. Die wenigen noch vorhandenen Strom- und Leitungsreserven werden vorrangig für die rudimentäre Restauration militärischer Strukturen und solche der nicht-literarischen Basisversorgung verwendet werden. Parole eben, so wie zu Zeiten der Pestepidemien: „Culture comes last.“

Viel mehr könne man also derzeit nicht machen als das Folgende: Web-space mieten auf der Südhalbkugel (z. B. Australien, Neuseeland, Südafrika, Südamerika), dort drei oder vier Webseiten der Art [www.tollerautor.\[net,org,com\]](http://www.tollerautor.[net,org,com]) für 6-12 Dollar im Monat (nach Möglichkeit für 50-100 Jahre im Voraus bezahlt) anlegen, dann von allen Werken PDFs, DOCs, InDesigns oder was auch immer hochladen, ungeachtet jedweder Urheberrechte/Verlagsbedenken, und am Vorabend der Katastrophe freischalten. Wenn dazu noch die Zeit reiche. Ob dann allerdings beispielsweise die australische Bevölkerung oder Literaturszene das nötige Interesse an deutschsprachiger Literatur habe, sei zweifelhaft. Ggf. könne man vorher noch seine Werke mit Hilfe der KI übersetzen, ins Englische, Spanische, vielleicht sogar Indonesische (bei letzterer Sprache immerhin ca. 160 Millionen Sprecher, davon 75 Millionen Muttersprachler).

Im nun einsetzenden Überlebenskampf werden viele bisher überlebende Schreibende zu literarischer Produktion gar nicht mehr kommen, es fehlt, auch für die nicht-weiblichen Autoren, der *Room of One's Own* für die literarische Selbstverwirklichung. Gut, sagen wieder die einen, es wurde ohnehin zu viel geschrieben, und in einer dystopischen After World produzieren nur noch diejenigen, die

es wirklich müssen, ein bisschen sehr frei nach Heiner Müller: Das Beste, was der Literatur passieren kann, ist der Nuklearkrieg.³

Er habe dann auch die alten Prepper-Ideen wieder aufleben lassen. Also bei jedem Supermarkt-Einkauf zusätzlich ein bis zwei größere Konserven eingekauft (Erbseneintopf, Hühnersuppe, Pfirsiche, Bohnen, was auch immer), ferner Mineralwasser mit viel Kohlensäure, Bier, Wein, und alle irgendwie frei erhältlichen Medikamente (Schmerzmittel, Jod-Tabletten etc.). Interne Versuchsreihen, die er seit Jahren durchführe, hätten ergeben, dass sich Konserven durchaus bis zu zwei, drei Jahre länger hielten als auf dem Aufdruck angegeben. Dies gelte allerdings nicht für ultrahocherhitzte Milch und Gedicht-Kekse.

Für diejenigen, die es nicht lassen können: Schreiben womit nun? Der gute alte Autorenrechner, das neue Schreibpad, die assistierende KI, zu der man gerade noch eine vielversprechende persönliche Beziehung aufgebaut hat, scheiden aus, wie so vieles auf elektromagnetischer Basis. Es bleibt das gute alte Papier, der Füller, die rein mechanische Schreibmaschine, vorausgesetzt, man hat noch davon, also Tinte oder Kugelschreiber, Bleistifte, Farbbänder, aus dem Keller der analogen Vorfahren. Die Aktienkurse der Vintage-Büromittelhersteller werden womöglich – kurz vor der dem finalen Schließen der Börsen – bis in die Stratosphäre schießen oder gar darüber hinaus (so wie dann auch die Interkontinental-Raketen).

Laut BKA habe eine in Jahre 2023 retrospektiv durchgeführte Auswertung Tausender von polizeilichen Personenüberprüfungen an Kriminalität-Schwerpunkten wie Bahnhöfen oder Lese-Cafés ergeben, dass ca. 70 % der unter 30-jährigen kein einziges Blatt Papier oder rein mechanisches Schreibgerät bei sich gehabt hätten, dafür aber im Schnitt 1,7 digitale Geräte. Die 2024 eingesetzte PEN-Arbeitsgruppe „Schreiben im Nuklearkrieg“ zeigte sich dementsprechend besorgt.

Gegeben, der/die nukleare Autor/in hat noch funktionsfähiges Schreibgerät, so stellt sich die Frage: Schreiben in welcher Form und worüber? Kleinformen sind vorzuziehen, aus vermittlungs- und publikationstechnischer Sicht. Irgendwelche Langformen, die gar noch – wenn auch in bester didaktischer Absicht – die Frage beleuchten „Wie konnte es nur so weit kommen?“ werden vermutlich kein Lesepublikum finden. Vorerst sind sicherlich eskapistische Inhalte angezeigt, oder auch religiös motiviertes Schrifttum.

³ Eigentlich: „Das Beste, was dem Theater passieren kann, ist die Diktatur.“ (Das Zitat wird von manchen auch Frank Castorf zugeschrieben.)

Und an überragender Stelle das (kürzere) Gedicht, das seine Überlebensfähigkeit in Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, während der Alpträume der bisherigen Weltkriege und Genozide schon unter Beweis gestellt hat. Es benötigt nur die menschliche Erinnerung als Überlieferungsmedium, die eine Seite Papier, das halbe Bäckerdutzend an Messenger-Humanoiden. Vielleicht eingekleidet in ein sangbares Lied, am Lagerfeuer der Ausgezehrten, der Verstrahlten gesungen, im besten Fall als Ausgangskern einer neuen Literatur für eine neue Vorkriegszeit, in vielleicht einigen hundert Jahren.

Es „schläft ein Lied in allen Dingen“, schrieb einer, der die Endphase der Napoleonischen Kriege als Leutnant miterlebte. Doch was, wenn dieses Lied nicht mehr erwacht?

Und dann? Wenn die dystopische Welt – ganz ohne Autorinnen und Autoren – selbst endgültig ein Roman wird, der sich wie ein endloser Strom von Sprachverkümmern von selbst erzählt? Im nuklearen Winter, auf einem vollständig verstrahlten Erdball? Die moderne Physik rätselt immer noch darüber, woher z. B. beim radioaktiven Plutonium 239 nun gerade die eine Hälfte der Atome ‚weiß‘, dass sie innerhalb der nächsten 24 110 Jahre zerfallen muss, die andere jedoch nicht. Es bleibe letztlich alles eine Sache der Wahrscheinlichkeitsverteilung, sagen die einen. Es sei ein tieferes Gesetz in allen Dingen, so die anderen. Wobei letzteres auch beinhalte, dass jede literarische Spezies irgendwann den Massendefekt entdecke und damit das Potenzial zur nuklearen Selbstvernichtung, welches mit einer Wahrscheinlichkeit nahe bei 100 Prozent auch genutzt werde.

Alles Panikmache? Ask the Vorsehung.

Doch kommt (k)ein Krieg.